

Woyzeck von Georg Büchner und Christoph Mehler

Gedanken kurz nach der Premiere von Barbara Bogen

Mit dem Regisseur Christoph Mehler ist das immer so eine Sache. Immer aber hat man sich bei ihm auf einiges gefasst zu machen. Nie schlägt sein radikales Künstlerherz für die Bildungsbürger oder -Spießler, die mit den nett kritischen Sehgewohnheiten, die in hübsch geordnete Raster passen, solche etwa der Konvention. Einen Richard III hat er hingelegt in Nürnberg mit allerlei nervigen redundanten Szenen und einem Richard, einem Massenmörder, der besetzt war mit einer Frau, einer, die man gemeinhin als zierlich zu bezeichnen pflegt, klein, unscheinbar und doch mit einer Dämonie gefüttert, die locker über Leichen geht und sich hernach fragt, wozu das Ganze gut sein soll. Dann Kabale und Liebe, Schiller, wo sich die Knallchargen der Macht, clowneske Figuren schleichend in Folterer verwandeln. Ein totalitärer Staat, ein Höllenregime der Vollidioten, das den jungen Liebenden und ihrer Naivität und ihrer Feigheit im Angesicht der Realität den Tod durch Limonade bestimmt. Und jetzt das. So ein Woyzeck.

O-Ton Szenische Einspielung

So ein Woyzeck. Büchners Geschichte von der geschundenen Kreatur. Dies Fragment. Dieses sprachlose Meisterwerk der Sprache. Am Anfang also kommt dieser Woyzeck in der Inszenierung von Christoph Mehler auf die nackte Bühne, Hose, Hemd, Soldatenstiefel, steht da. Im Hint4rgrund eine Neonleuchtschrift, rot. „Beautifiul World“. Steht da. Bühne ansonsten dunkel. Stumm ist Woyzeck, sagt kein Wort, steht einfach da und guckt ins Publikum, Woyzeck ein einziger sprachloser Vorwurf und dann beginnt er, sich aus zu ziehen, langsam, ordentlich, erst Stiefel, Hose, dann Hemd, klar zwanghafter Charakter, so sorgfältig wie der das tut, bis er dasteht vor der Menge, vor dem Publikum, ganz nackt, ausgeliefert, augesetzt führt er sich selbst vor und zieht dann die Stiefel doch wieder an, schnürt, fingert noch mal akribisch, bevor es wirklich losgeht. Und dann beginnt dieser Woyzeck seine Runden zu laufen, nackt wie gesagt, währen die Leuchtschrift verloggen blinkt und flimmert und die Musik lauter wird und sich Woyzecks geschundener Herzschlag hineinmischt und die höhnischen Sätze seiner Peiniger im Choral.

In der ersten Zuschauerreihe sitzen die, die das inszeniert haben, der Hauptmann, der Tambourmajor, der Doktor, Andres, die Gesellschaft, oder zugleich wir alle. Alle Schauspieler sitzen da mit Mikrofonen, liefern Kommandos oder Kommentare, zischen ihre zynischen quälenden Befehle, vor denen Büchners „ Langsam Woyzeck, er sieht immer so gehetzt aus.“ eine ungleich diabolischere Nuance bekommt. Woyzeck dreht derweil seine Runden und wird sie fast eine Stunde lang während des gesamten Verlauf des Stücks so drehen, nackt und wimmernd, manchmal stolpert er und stürzt und fällt und kriecht. Jammert zuweilen. Rot die Leuchtschrift. Rot der Körper des Schauspielers. Schweißgebadet. Fast sprachlos. Und das Sagen haben die anderen, die mit den Mikrofonen. Manchmal halten sie Woyzeck eins davon hin. Da sag noch einer, Menschen wären keine Monstren. Klar, ist "der Mensch ein Abgrund", Büchners altes geflügeltes Wort. Jeder aber kann hier in diesem abstrakten Höllenraum jede Sekunde selbst zum Opfer werden. Der Hauptmann, der dem Doktor eigene Anzeichen von Depression oder Burnout schildert, könnte sofort selber taugen als Projekt für Menschenversuche, zum Objekt werden eines kalten Wissenschaftssadismus.

Eine apokalyptische und Endzeitstimmung hat Regisseur Christoph Mehler mit diesem Woyzeck entworfen, ein Requiem, das locker disparate Systeme zusammen denkt, Entstehungszeit des Stückes, totalitäres Regime, Naziterror, Medienzeitalter.

Der eine Stunde lang im Kreis rennende Woyzeck, die geplagteste aller gedemütigsten Figuren, gespielt von einem sagenhaft elenden Stefan Lorch, drängt Assoziationen auf in seiner vorgeführten Nacktheit zu den Bildern von im Kreis laufenden KZ-Insassen. Und zugleich wird dieser Apparat der eleganten und hippen Neurotiker und Psychopathen mit ihren Mikrofonen auch zu einem Portrait einer manipulierenden Mediengesellschaft, die die Würde des Individuums zur Vollständigkeit vernichtet.

Büchners genialische fragmentarisch verstümmelte Sprache schwimmt im Crescendo des Techno- und Discosounds, der immer härter und unerbittlicher wird. Auch Marie, gespielt von Julia Bartholome, ist Opfer männlicher Projektionen. Der Tambourmajor im Schlangendress projiziert die Sexbombe auf sie, die sie nicht ist, befingert gierig ihren schmalen Körper. Und während die Mikrofongesellschaft sich längst zugekiff hat unter einem Höllensound und Heart-Beat, dreht Woyzeck noch immer gehorsam seine Runden. Ausgerechnet Marie, das zweite Opfer dieser perversen Gesellschaft, wird Woyzeck am Ende töten, kein beim „Juden erstandenes Messer“ wie bei Büchner, sondern bloß so mit Händen wird er sie um die Ecke bringen, nachdem sie für ihn gebetet hat und mit dem Gebet der Höllensound und die Leuchtschrift endlich erloschen sind. Ihr Tod, ein Röcheln, fast komisch, lächerlich klingt Sterben über Mikrofon. Am Ende wird Woyzeck auch nicht selbstmörderisch und wahnsinnig ins Wasser gehen, sondern sich wieder anziehen und die Bühne verlassen. Kein pures Opfer, Täter auch er.

So ein Woyzeck, wie „ein offenes Rasiermesser“, eine Inszenierung, die die denkbare Realität einscannt einer totalitär gewordenen Mediengesellschaft. Theater, so hart, so bitter, so existentiell und körperlich, wunderbar undistanziert, dass es nicht jeder verkraftet, weil es physisch wehtut. So ein Woyzeck ist Ausnahmetheater, das weit über sich selbst hinausgeht, ein grandioser Entwurf.